Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 58 (1954-1955)
Heft: 23

Artikel: Felizitas
Autor: Jünger, Friedrich Georg
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-672755

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 14.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

FELIZITAS

Von Friedrich Georg Jünger

Während der letzten Zeit meines Aufenthaltes in Leipzig wohnte ich in einem Hause, an das ich gern zurückdenke. Ich zog darin ein, weil ein grosser Park sich ganz in der Nähe befand. In ihm standen einige alte, schöne Ulmen, unter denen ich fast täglich sass. Auch gab es in ihm Teiche, über deren schmale Verbindungen hölzerne Brücken geschlagen waren. Auf dem Wasser schwammen Schwäne und Enten, und unter dem klaren Spiegel, der im Herbst mit Blättern bedeckt war, regten sich dicke Karpfen, Schleien und Scharen von Goldfischen. Alle diese Tiere wurden von den Besuchern mit Brocken von Brot gefüttert, die sie sich mit heftigen Bewegungen streitig machten.

Wenn ich an den Park zurückdenke, sehe ich ihn meist in seinem herbstlichen Gewande. Ein leiser, feiner Regen tropft hernieder. Dann scheinen mir jene Tage in einer unendlich fernen Vergangenheit zu liegen. Wo ist das alles geblieben? Die Erinnerung ist so still, gleichsam luftleer. Wie abgeschlossen, sage ich mir manchmal, musst du damals gelebt haben. Es ist, als ob ein klares, tiefes Auge sich gegen mich aufschlage. Diese klare Tiefe ist nichts anderes als das Wunderbare. Sein zarter Fittich entfaltet sich in den Dingen, und alles regt sich in Schatten und Lichtern. Der Regen tröpfelt durch das Laubwerk der Bäume, und seine Tropfen bewirkten auf dem Wasser kleine Kreise. Die Luft ist von dieser Feuchte klar. Das Gebüsch zittert so lebendig, das Laub duftet so scharf. Auf dem kurz geschorenen Rasen aber erheben sich ganze Beete von bunten Astern und Chrysanthemen.

Das Zimmer, das ich bewohnte, leuchtete weiss und frisch; es hatte etwas zugleich Nüchternes und Anmutiges. Ich hatte keinen einzigen überflüssigen Gegenstand darin. Ich lebte ganz einsam, nur mit meinen juristischen Arbeiten beschäftigt, denn ich bereitete mich auf das zweite Staatsexamen vor. Zwei Umstände machten mir das Zimmer besonders lieb. Es lag der Sonne zugewandt und fing ihre frühesten Strahlen auf. Doch drangen sie nur gedämpft ein, denn vor dem Fenster erhob sich ein Ahorn, dessen grüne Kuppel mich von der Aussicht auf die Strasse fast gänzlich abschloss. In diesen Ahorn hatte ein Pärchen von Grünfinken sein Nest gebaut, und ich brachte manche Stunde damit hin, sie beim Brüten, Füttern und Umherschwirren zu betrachten. Endlich flogen die Alten mit den Jungen davon und kehrten nicht wieder. Durch eine Lücke, welche die beiden untersten Aeste des Ahorn bildeten, konnte ich das gegenüberliegende Haus sehen. Bemerken muss ich, dass ich im ersten Stock wohnte und dass ich deshalb den ersten Stock dieses Hauses vorzüglich wahrnahm.

An einem Tage im Januar kam ich von einem langen Spaziergang in mein Zimmer zurück. Ich zog einen Sessel an das Fenster, nahm mir ein Buch und begann zu lesen. Der Tag war schwül gewesen, es begann leise zu dämmern. Ich las einige Zeit und spürte, dass ich müde wurde. Dann geschah etwas Merkwürdiges.

Mir schien, dass das Haus gegenüber seit langer Zeit unbewohnt war. Als ich nun hinaussah, entdeckte ich zu meiner Verwunderung, dass im ersten Stock ein Licht brannte. Ein Fenster der so lange geschlossenen Wohnung war geöffnet, der Laden zurückgeschlagen. An dem Fenster sass ein Mädchen, das sich mit etwas beschäftigte, ohne dass ich sogleich erkennen konnte, was sie beschäftigte. Als ich aber schärfer hinblickte, sah ich, dass sie sich mit einer kleinen, silbernen Feile die Nägel schliff. Merkwürdig war mir sogleich, dass sie dazu das Fenster wählte, an dem jeder sie sehen konnte. Sie war in ihre Beschäftigung so vertieft, dass sie nicht aufsah. Ihr Gesicht erschien voll beleuchtet. Es war in der Farbe sehr blass, ich konnte jeden Zug darin verfolgen. Da sie den Kopf ein wenig schief hielt, fielen ihr die dunklen Lokken seitlich in die Stirn. Es liess sich nichts Anmutigeres denken als diese Haltung, die durchaus frei und ungezwungen war. Ihre Stirn war nicht sowohl hoch als ebenmässig, Nase und Mund wohl geformt. Die Augen konnte ich nicht erkennen, um so besser die Wimpern und Brauen, deren dunkle Bogen dem bleichen Gesicht einen eigentümlichen Ausdruck gaben. Je länger ich jedoch das Mädchen betrachtete, desto mehr verschwand mein Vergnügen an dem anmutigen Bilde, und eine leise Unruhe ergriff mich. Es lag in dem Gesicht etwas, das mich ängstigte, ohne dass ich den Grund da-

für hätte angeben können. Es war nicht heiter, nicht schwermütig, nicht innig oder kalt. Ueberhaupt gelang es mir nicht, irgend eine Empfindung daraus abzulesen. Wohl aber prägte sich eine täuschende Starre darin aus, eine marmorne Unbeweglichkeit. Es schien mir wachsam und angespannt, zugleich aber voll weicher, geschmeidiger Bewegung. Diese wunderbare Geschmeidigkeit lag auch in dem Spiel der langen, weissen Finger, welche die silberne Feile handhabten. Das kleine Instrument blitzte hell auf, wenn sie es bewegte. Wunderlich genug war das alles, ein silbernes Spiel und — wie mir beikam — ein grausames dazu. Auf einmal spürte ich das Nahen einer störenden, süssen Lust, einer quälenden Begierde, und schneller, stärker klopfte das Herz.

Mir fiel ein, dass sie mich längst hätte sehen müssen, längst wissen musste, dass ein Fremder ihr gegenüber sass und sie betrachtete. War ihr Benehmen Verstellung, entsprang es einer vollkommenen Gleichgültigkeit? Ich wusste es nicht. Da hob sie den Kopf und sah mich an; ich hatte Mühe, diesen sicheren, glänzenden Blick zu ertragen. Sie betrachtete mich lange, während sie lässig mit der silbernen Feile spielte, so lange, dass ich ihr endlich zulächelte.

Sie lächelte auch, so leicht, dass ich zwischen der rosigen Schnur der Lippen kaum einen Schimmer weisser Zähne sah. Dann sagte sie mit einer sehr hellen Stimme: «Ich wusste nicht, dass ich einen Nachbarn hatte.»

Es kam mir vor, als ob der Ton ihrer Stimme etwas Spöttisches hatte. Wieviel hätte ich jetzt für eine scherzhafte, geistreiche Entgegnung gegeben, für eine Bemerkung, die das Gespräch entschiedener fortführte. Aber mir fiel nichts ein, mein Kopf war matt und dabei so heiss, als ob ich Fieber hätte. Sie schwieg, und endlich fragte ich: «Sie leben allein in diesem Hause?»

Sie nickte. «Ganz allein», flüsterte sie. «Immer. Diese Gegend ist sehr einsam, und es besucht mich niemand.»

Verstand ich sie recht, so lag in diesen Worten etwas Einladendes, doch wagte ich kaum, diesen Schluss zu ziehen. Dennoch überwog die Neugier in mir, und um zu sehen, wie weit sich die Sache treiben liesse, sagte ich: «Auch ich bin allein; ich würde Ihnen gern Gesellschaft leisten.»

Das Lächeln verschwand aus ihren Zügen und machte einem Ausdruck gespannter Erwartung Platz. «Wollen Sie zu mir kommen?» fragte sie mit ihrer silberhellen Stimme. Und schon stand sie auf und zeigte nach unten gegen die Haustür. «Sie ist offen.» Ihre grossen, runden Augen sahen mich fragend an. Warum verwunderte mich diese überraschende Bereitwilligkeit nicht? Und woran spürte ich, dass es mit dem Scherze zu Ende war? Dass ein gefährliches Abenteuer vor mir lag? Das Herz klopfte mir fast unerträglich, und ein Feuerstrom durchpulste alle Adern. Ohne mich zu bedenken, rief ich ihr zu: «Ich komme», und ohne einen Augenblick zu zögern, eilte ich auf die Strasse. Ich warf einen Blick nach oben — das Fenster war leer. Nun trat ich durch die offene Haustüre ein und stieg eine gerade Steintreppe empor, auf der mir eine kühle, feuchte, ein wenig modrige Luft entgegenschlug. Sogleich fand ich auch die Türe im ersten Stock; es war die einzige. Ich beugte mich nieder, um den Namen auf dem Türschild zu lesen, und da es dunkel war, zündete ich ein Streichholz an. Auf dem runden, kupfernen Schilde, an dem sich der Grünspan festgesetzt hatte, entzifferte ich das Wort Felizitas, und indem ich es las, dachte ich: Das ist doch nur ein Vorname. Ich öffnete die Tür und blieb einen Augenblick lauschend stehen, das brennende Streichholz in der Hand. Eine Katze kam heraus, sah mich an und stieg dann langsam die Treppe hinunter. Ein schönes, schwarzes Tier; ich musterte es einen Augenblick, ehe ich in die Wohnung eintrat. Nichts regte sich. Ich tappte den dunklen Flur entlang. Niemand kam mir entgegen. Wie ein Dieb tastete ich die Wände ab. Das Ungewöhnliche, Unwahrscheinliche meiner Lage kam mir jäh zum Bewusstsein, und wie ein wetterleuchtender Strahl durchzuckte mich eine Ahnung des Unheils, ein schneller Schrecken. Jetzt stiess ich mit der Hand gegen eine Tür, ich drückte sie auf und trat in ein leeres Zimmer ein. Spinneweben und Staub verrieten, dass es seit langer Zeit unbewohnt war.

«Und doch ist das Fenster offen», dachte ich. Voll Furcht näherte ich mich ihm und sah hinaus. Welche Ueberraschung! Ich sah in mein eigenes Zimmer hinein, ich sah mich selbst, im Sessel am Fenster sitzend und schlafend. Zitternd, keines Gedankens fähig betrachtete ich die Erscheinung. Lange stand ich so. Dann schlug der Schläfer seine Augen gegen mich auf, ein Paar leere, starre, abwesende, traurige Augen. Der Anblick war mir unerträglich, und ich erschrak so sehr, dass ich sogleich erwachte.

(All copyright reserved, Presserechte ITG)